

Christian Mürner

„Der Mann mit dem hölzernen Fuß“

Metaphern behinderter Menschen in der Pädagogik

In der modernen Pädagogik, also seit der Aufklärung im 18. Jahrhundert, gibt es eine starke Tendenz und Bevorzugung von beispielgebenden Geschichten. Das heißt mit erbaulichen Erzählungen wird die abstrakte Erziehungstheorie veranschaulicht. Denken Sie nur an „Emile“ von Jean-Jacques Rousseau, sicher das bekannteste Beispiel. Ich schildere Ihnen aus dieser Anfangszeit ein scheinbar ganz einfaches, wegen seiner Aktualität aber verblüffendes Beispiel, meine ich. Ich möchte dabei zeigen, wie Menschen mit Behinderung nicht in erster Linie als Subjekte, sondern eher metaphorisch, das heißt symbolisch eingesetzt wurden und welche Konsequenzen sich daraus ergeben.

Stellen Sie sich vor: Ein junger Mann begegnet einem Freund, den er lange nicht gesehen hat. Der junge Mann stellt entsetzt fest: „Armer Freund, wie bedaure ich dich, dass du so unglücklich bist!“ Der Angesprochene fragt erstaunt zurück: „Je warum denn?“ Darauf sagt der junge Mann: „Nun, ist *das* kein Unglück?“ und er zeigt dabei auf den „hölzernen Fuß“ seines Freundes. „Ah“, meint dieser darauf gut gelaunt, „ist’s nichts weiter als das?“ Das mache ihn überhaupt nicht unglücklich, im Gegenteil: „Um so viel glücklicher!“

Und er zählt alle Vorteile seines hölzernen Fußes auf. Wenn irgendwo ein Stein oder ein Klotz im Wege liege, würde es ihm nicht mehr weh tun, wenn er sich daran stoße. Niemand könne ihm mehr zu seinem Ärger auf die Zehen treten, auch Hühneraugen würden ihn nicht mehr quälen. Die lästigen Mücken könnten ihn in diesen Fuß stechen so viel sie wollten,

er spüre es nicht. Zudem, wenn man alles Alte so wie diesen Fuß verjüngen könnte, das wäre fabelhaft. Auch habe er jährlich bloß die Hälfte der Kosten für seine Füße, denn er benötige nur einen Strumpf und einen Schuh.

„Ja“, sagt er, „der hölzerne Fuß bringt mir noch Geld dazu ein.“ Überall habe man Mitleid mit ihm, er brauche sich nur auf der Straße zu zeigen und schon werfe man ihm etwas Geld in den Hut. Hätte er zwei gesunde Füße, müsste er arbeiten. Zu guter Letzt verschone ihn sein hölzerner Fuß vor dem gefährlichen Kriegsdienst und davor, dass ein Korporal ihn verprügeln würde. Auch wenn er nicht zum Soldaten taugte, sein Leben sei aufregend und anregend genug. Als der junge Mann dies von seinem Freund vernahm und sah, wie dieser – in seinen Worten – „fröhlich auf seinem Stelzfuß“ davon hüpfte, bemerkte er verwundert: „Glücklich, wer sich die Unglücksfälle so zu seinem Vorteil machen kann!“

Soweit einmal die Geschichte, die aber noch nicht zu Ende ist.

Im Folgenden greife ich das pädagogische Ziel der Studien zu Behinderung auf, das lautet: „Andere Geschichten über Behinderung zu erzählen.“ (Rosemarie Garland-Thomson, 2003) Ich versuche dazu die These zu vertreten, dass auch gängige Geschichten zu Behinderung anders gelesen, interpretiert und in einer unerwarteten Perspektive fortgesetzt werden können. Dieser Standpunkt ermöglicht meines Erachtens eine mehrperspektivische Diskussion.

Die Geschichte vom „Mann mit dem hölzernen Fuß“, die ich nacherzählt habe, erschien in einem Wochenblatt mit dem Namen „Der Kinderfreund“ am 21. Oktober 1780. Dieses Wochenblatt wurde von dem damals bekannten, heute vergessenen Leipziger Schriftsteller Christian Felix Weiße (1726-1804) herausgegeben und geschrieben. (Nebenbei

gesagt, Christian Felix Weiße hatte auch Kontakt mit dem zu Beginn erwähnten Jean-Jacques Rousseau.) Dieses Wochenblatt „Der Kinderfreund“ gilt als erste richtungsweisende Literatur für Kinder und Jugendliche. (Hier eine Originalausgabe, damit Sie sich das vorstellen können.)

„Der Kinderfreund“ war wie ein Familienunternehmen angelegt, eine Vaterfigur erzählt seinen vier Kindern, zwei Mädchen und zwei Jungen, wöchentlich Geschichten, aus denen sie die Welt und korrekte Verhaltensweisen kennen lernen sollen. Bei bestimmten Themen kommen Experten, Freunde des Vaters und Erzählers, hinzu.

Zur Geschichte des „Mannes mit dem hölzernen Fuß“ findet sich nun – als Fortsetzung – gleich der Einwand, was dieser aufzähle, seien eigentlich Scheinvorteile. Der Erzähler der Geschichte hält fest, dass die Erklärungen des Mannes „nicht ganz natürlich seien“, mit anderen Worten, dass seine Vergleiche eigentlich „hinken“. In Bezug auf den „Mann mit dem hölzernen Fuß“ würde das ganz wörtlich erscheinen, auch wenn es metaphorisch gemeint wäre! Übertreibt der „Mann mit dem hölzernen Fuß“ also, meint er es gar nicht so oder kann man ihm wirklich glauben, ist es anmaßend an seinen Aussagen zu zweifeln? Ist es nur eine rein fiktive Geschichte?

Es ist offensichtlich, dass sein hölzerner Fuß, seine Behinderung, in der Erzählung als Metapher, als Sinnbild, erscheint

- für das Unglück
- für die Mitleidsbezeugung
- und für den Spott, nach dem Sprichwort: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“.

Diese drei mimetischen und kulturell wirksamen Muster sind nahezu klassische Stereotypen mit denen Behinderung in

Beziehung gebracht wird. Doch der „Mann mit dem hölzernen Fuß“ wendet sie mit ungewöhnlichen Vergleichen ins Gegenteil und widerspricht ihnen:

- aus dem ihm zugeschriebenen Unglück ergibt sich sein Erfolg,
- das Mitleid entwertet er durch ein selbstverständliches Anrecht,
- und dem Spott kommt er zuvor mit dem ihm eigenen Übermut.

Zumindest unterschwellig wird man wahrnehmen, dass dieser „Mann mit dem hölzernen Fuß“ verblüffend selbstbewusste Ansichten zum Ausdruck bringt und einen autonomen Lebensstil propagiert. Seine Bevorzugung des Glücks stimmt damit überein, dass Glück ursprünglich Geschick bedeutet. Die Geschichte vom „Mann mit dem hölzernen Fuß“ gerät erst in die Nähe einer Parodie durch den Ernst und die Moral des Autors und Erzählers. Die Geschichte hat nämlich noch folgende Fortsetzung:

„O! Gott ehre mir meine gesunden Füße!“ sagt Luischen, die fünfjährige lebhaftige Tochter des Erzählers und fügt hinzu: „So gut das klingt, was der arme Krüppel von seinem hölzernen rühmt, so gäb' ich doch keinen von den meinigen hin ... Von mir soll er nicht beneidet werden.“

Und der Erzähler – man kann in ihm durchaus Weiße selbst sehen – der Erzähler bestätigt in einem verallgemeinernden Kommentar diese Ansicht: „Gesunde Gliedmaßen bleiben allezeit besser als kranke, und natürliche besser als erborgte“, doch sei es „auch gewiss, dass mancher Zustand, der in der Entfernung noch so fürchterlich und schrecklich aussieht, es oft weit weniger ist, wenn wir in der Nähe damit bekannt werden.“ Dieser fast partizipatorischen Erklärung, dass durch Nähe und Begegnung sich Einiges ändert, kann man kaum widersprechen.

Aber die Erzählung vom „Mann mit dem hölzernen Fuß“ und ihre verallgemeinernde Kommentierung erschien, wie gesagt, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, im Zeitalter der Aufklärung also. Sein Autor, Christian Felix Weiße, verstand sich ausdrücklich in der Tradition der Ideen der Aufklärung, die nicht mit der Sünde wie in der Bibel, sondern mit den Begriffen der Freiheit, der Bildung, der Toleranz oder der Emanzipation in Zusammenhang gebracht werden. Der Philosoph Immanuel Kant hat 1784 gegen die Bequemlichkeit der Unmündigkeit geschrieben und den „öffentlichen Gebrauch“ der Vernunft gefordert. Ein Verzicht auf die solchermaßen verstandene Aufklärung heiße, die „heiligen Rechte der Menschheit verletzen und mit Füßen treten“, so Kant.

Aber welche Rolle spielt dabei die genannte Darstellung eines „Mannes mit hölzernem Fuß“? Prahlt dieser mit seiner Freiheit oder ist er emanzipiert und im Rahmen seiner Situation aufgeklärt? Ein Stelzfuß oder Holzbein war im 18. und 19. Jahrhundert das allgemeine Kennzeichen eines damals noch nicht so genannten Menschen mit Behinderung. Der Literaturwissenschaftler Achim Hölter (1995) spricht von einer sinnbildlichen, „emblematischen Funktion“ der Stelzfüße oder Holzbeine. Ihre symbolisch benutzte Darstellung ist für die damalige Zeit vergleichbar dem gegenwärtigen Rollstuhlfahrer-Piktogramm bei Parkplätzen oder Toiletten. Merkwürdig erscheint allerdings, dass die zahlreiche und gewichtige literarische und bildliche Darstellung von Stelzfuß und Holzbein nicht mit der Realität übereinstimmt.

Im Hôtel des Invalides in Paris waren in den Jahren von 1772 bis 1787 beispielsweise 962 Personen untergebracht, davon hatten 22 Amputationen, darunter 13 an den Fingern und 4 am Bein. Daraus lässt sich mit Achim Hölter folgern, dass Holzbeine seltener waren, „als die Literatur glauben macht“.

Obwohl die so genannt schöne Literatur gerade zu diesem Thema eine realistische Schilderung vortäuscht, gehört dies zu ihrer effektvollen Inszenierung. Denn die Geschichte des „Mannes mit dem hölzernen Fuß“ und ihr inhaltlicher Schwerpunkt, den man auch mit der Redewendung vom „Glück im Unglück“ zusammenfassen könnte, taucht im 18. und 19. Jahrhundert über einen Zeitraum von 100 Jahren bei verschiedenen Autoren oft wieder auf.

Bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts stehen der Stelzfuß und das Holzbein als metaphorische, sinnbildliche Veranschaulichung stellvertretend vor allem für die Folgen des Krieges, und zwar sowohl

- für eine kritische, pazifistisch orientierte Anklage,
- als auch für die Dokumentation der militärischen Tapferkeit oder eines heldenhaften Einsatzes.

Diese Ambivalenz von Anprangerung und Bewunderung ist ebenso merkwürdig wie die Diskrepanz zwischen Realität und Darstellung. Weniger die Funktionalisierung und Entpersönlichung sind entscheidend, sondern die jeweilige Normalisierung des Geschehens als deren Folge die Abweichung, der Stelzfuß und das Holzbein oder eine andere Behinderung, erscheinen. Man könnte anstelle von Normalisierung auch von „Beruhigung“ oder Beschwichtigung oder von einem „Abwehribann“ vor den „Schrecken des Krieges“ reden, da in literarischer Form dem „Mann mit dem hölzernen Fuß“ ja die so genannte Überwindung der Behinderung in den Mund gelegt wird.

Wenn man sich aber vorstellt, dass der „Mann mit dem hölzernen Fuß“ einen eigenen Namen erhielte und tatsächlich eine Annäherung und Kontaktmöglichkeit zustande käme, wie sie Weiße in seinem Kommentar unterstellt, dann wäre wahrscheinlich das geschilderte Selbstbewusstsein nicht mehr

zu widerlegen. Im Gegenteil: Der „Mann mit dem hölzernen Fuß“ müsste eigentlich dann berühmt werden.

In der Pädagogik gehören solche Erzählungen wie die vom „Mann mit dem hölzernen Fuß“ zum so genannten „Katastrophentraining“ oder zur „sozialen Belehrung“, so nennt es die Berliner Kulturwissenschaftlerin Katharina Rutschky, die sich unter anderem auch auf Weißes Geschichte bezogen hat. Die drastische Schilderung und Vorwegnahme möglicher Nachlässigkeiten, Unaufmerksamkeiten und anderer Erfahrungen, die Kinder machen können, gehören in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und im 19. Jahrhundert zur pädagogischen Strategie der „Sittenlehre“. Sie wird vor allem mit Erzählungen verwirklicht.

Der Bremer Literaturwissenschaftler Dieter Richter spricht deshalb von „Literaturpädagogik“. Die exemplarisch gedachten Geschichten für Kinder führen vor, dass unfolgsames Verhalten zu Behinderungen führt. Wer nicht gehorcht, wird unansehnlich, beginnt zu schielen oder zu hinken. Die moralischen Geschichten wollen diese Behinderungen verhindern helfen. Ziel der Aufklärung mit Geschichten ist hier eine Vermeidungsstrategie, also das Gegenteil von Annäherung. Warum ist genau dies dennoch Weißes Schlussfolgerung? Die paradoxe Antwort lautet: Weil es zur Aufklärung keine Alternative gibt. Man kann die Aufklärung nur kritisieren, indem man sie beansprucht. Die Pädagogen der Aufklärung sagen den Kindern: Erst wenn euch unsere Erzählungen einleuchten, könnt ihr über sie rasonieren. Michel Foucault nannte das die „Erpressung der Aufklärung“. Doch zu den pädagogischen Aufklärern zählten die bekanntesten Persönlichkeiten der Zeit und die auflagenstärksten Veröffentlichungen.

Um noch ein kleines Beispiel aus der Zeit anzuführen: Aus dem „Moralischem Elementarbuch“ des Pädagogen und Theologen

Christian Gotthilf Salzmann von 1785 stammt die folgende Geschichte, die mit der bewährten Frage anfängt: „Wie seydt ihr zu dem Unglücke gekommen?“ Der Bettler erhebt sich mühsam und erzählt, dass er so „gesund und gerade auf die Welt gekommen“ sei wie der vornehme Frager. Er fährt fort: „Aber, da ich jung war, war ich ein gar zu leichtfertiges, verwegenes Kind. Ich kletterte und stieg den ganzen Tag herum. Mein lieber Vater und Mutter sagten immer zu mir: Kind, Kind! klettere nicht immer! aber ach! ich folgte nicht!“ Hätte er den Eltern gehorcht, wäre er nicht von der Leiter gestürzt. Sein gebrochener Arm musste amputiert werden. „So wurde ich zum Krüppel!“ resümiert er und fügt hinzu, dass er dadurch auch arm wurde, denn „gesunde Glieder sind mit keinem Gelde zu bezahlen“.

Der anfängliche Frager führt nun den Mann mit einem Arm dem ihn begleitenden Jungen als Beispiel vor. Denn der Mann mit einem Arm könne der Welt „gar sehr nützlich seyn“. Er habe zwar „keinen rechten Arm“ aber doch eine gute Zunge und mit der könne er allen Kindern erzählen, was geschehe, wenn man nicht gehorche und unbedacht sei. Die Behinderung wird als Bedrohung vorgeführt, denn auch wenn man mit ihm noch Mitleid hat und er Almosen bekommt, hat der Mann mit einem Arm doch die Position einer selbstbewussten Person verloren. Er wird, wie Dieter Richter kommentiert, nun „Teil einer Ordnung, die ihn als moralisches Demonstrationsobjekt einsetzt“.

Aber auch wenn ihre Moral es verdammt, die Geschichten selbst kommen nicht ohne die individuelle Charakterisierung der beteiligten Figuren oder Personen aus. Es gibt keine Gewissheit, dass bei der Erzählung nicht ein Stück der Eigenart und Verwegenheit des so genannt ungehorsamen Kindes oder Erwachsenen hängen bleibt. Die Geschichten sind auch gezwungen, die in vielen Studienmodellen zu Behinderung oft

gegensätzlich dargestellten individuellen und sozialen Ansätze miteinander zu verknüpfen.

Das ist nicht erstaunlich, wenn man unter Literatur und Kultur, wie es der amerikanische Anthropologe Clifford Geertz sagt, ein „Geflecht von Bedeutungen“ versteht, „in denen Menschen ihre Erfahrung interpretieren und nach denen sie ihr Handeln ausrichten“. Kulturell orientierte Forschung ist dementsprechend eine auf öffentliche Bedeutungen bezogene, interpretierende Tätigkeit. Die Darstellungsmethode dieses Kulturverständnisses nennt Geertz „dichte Beschreibung“.

Das sind Beschreibungen, die sich zunächst mit Deutungen, die „andere Menschen gefunden haben“, vertraut macht, und diese dann auf dem Hintergrund der eigenen Herangehensweise und des Erwartungshorizonts reflektiert. Die Dichte oder Komplexität einer Beschreibung beruht auf einem sozialen, dialogischen Verständnis der Interpretationen. Damit unterscheiden sich Deutungen von Diagnosen, bei denen Zeichen Anzeichen und Symptome sind, während die „dichte Beschreibung“ die Zeichen als „symbolische Formen“ in konkreten Lebenssituationen erforscht.

Man kann also in einer „dünnen Beschreibung“ beobachten, dass jemand *hinkt* oder ihm ein Arm *fehlt*, um bei meinen Beispielen zu bleiben. Die am Defizit orientierte, „dünne Beschreibung“ beschränkt sich auf die Körperfunktionen. Prinzipiell ist dabei aber nicht zu entscheiden, ob dieses Hinken oder das Fehlen des Armes im Zusammenhang einer vorübergehenden Verletzung, eines Unfalls, einer Behinderung oder eines simulierten oder parodierten Verhaltens steht. Erst wenn man das Hinken oder den fehlenden Arm in einer „dichten Beschreibung“ interpretiert, wird es zu einem „kulturellen Zeichen“.

Zusammenfassend gesagt stellt sich die Frage: Klingt es oft latent behindertenfeindlich, wenn man zum Beispiel davon spricht, dass ein „Vergleich hinkt“, und damit meint, dass etwas nicht zusammenpasst? Das mag ja unter Umständen stimmen. Aber wieso eigentlich? Es könnte doch in einem solchen Vergleich auch eine Innovation stecken. Damit würde die Beschreibung dichter. Und das Hinken verlöre dabei sofort seine ausschließlich negative Bedeutung. Kein Vorurteil würde bestätigt, sondern Aufmerksamkeit geschaffen.

Um hier auch noch ein kleines Beispiel einzufügen: Als der Kölner Schriftsteller Heinrich Böll (1917-1985; Nobelpreisträger von 1972) einmal in München einen Vortrag hielt, wurde er von folgendem Zwischenruf unterbrochen: „Herr Böll, der Vergleich hinkt.“ Böll entgegnete überzeugend: „Ach wissen Sie, man kann auch hinkend das Ziel erreichen.“

Wenn Sie also folgende Tabelle anschauen, um von den alten Geschichten zur Alltagssprache zu wechseln, die verkürzt eine Tabelle aus meinem Buch „Behinderung als Metapher“ (1990) wiedergibt, dann sehen Sie:

Sinnbild	negative, pejorative Nachbarschaft	Beispiel
blind	planlos, sinnlos, willkürlich	«blinder Hass»
stumm	verkümmert, tot	«stummes Gekeif»
taub	einfältig, unzugänglich	«taube Nuss»
lahm	steif, faul, begriffsstutzig	«lahme Ente»
verkrüppelt	böse; teuflisch, hässlich, abartig	«seelisch verkrüppelt»
schwachsinnig	unzurechnungsfähig, minderwertig	«alles andere ist schwachsinnig»
idiotisch	unbegreiflich, dumm, unsinnig	«idiotensicher»
behindert	blöd, eingeschränkt	als Beschimpfung: «Du bist behindert!»

In der ersten linken Spalte werden als Sinnbilder – nicht als soziales Phänomen – Eigenschaftszuschreibungen von Behinderungen aufgeführt. In der zweiten Spalte dann ihre meist negativ verstandene Verwendung in der Alltagssprache. In der dritten Spalte dazu ein Beispiel. In der ersten Zeile also

leicht verkürzt gesagt: blind – sinnlos – „blinder Hass“. In der zweiten Zeile: stumm – verkümmert – „stummes Gekeif“. In der dritten: taub – einfältig – „taube Nuss“. In der vierten: lahm – begriffsstutzig – „lahme Ente“. In der fünften: verkrüppelt – abartig – „seelisch verkrüppelt“. Die nächste Zeile greife ich heraus: Wenn man z.B. davon spricht, dass in irgendeiner Situation „alles andere als schwachsinnig“ zu betrachten sei, stellt man sein eigenes kluges Verhalten einem vermeintlich „unzurechnungsfähigen, minderwertigen“ Verhalten gegenüber. Wird man jedoch darauf hingewiesen, dass es Menschen mit Lernschwierigkeiten gibt, die früher als „schwachsinnig“ bezeichnet wurden, folgt gleich die Entschuldigung oder Rechtfertigung, die seien doch gar nicht gemeint, was vielleicht sogar zutrifft. Steckt darin die Hoffnung, dass der Sprachgebrauch sich ändert oder man sich diesem bewusst wird? Das gilt auch für die letzten beiden Zeilen: idiotisch – unsinnig – „idiotensicher“ und ganz aktuell: behindert – blöd – „du bist behindert“ als gängige Beschimpfung auf dem Schulhof.

Metaphern können eigentlich eher problembewusst machen und sind von sich aus sehr komplex. Es gilt also, von vielen Sinnbildern die Ambivalenz und die Mehrperspektivität hervorzuheben, sie von den kulturellen Stereotypen zu trennen und sie für seine Anliegen zu nutzen, also innovative und partizipatorische Studien zu Behinderung zu betreiben. Mein Vorschlag geht also in die Richtung, dem „Mann mit dem hölzernen Fuß“, dem Mann mit einem Arm und den hier von mir nicht vorgestellten Frauen mit Behinderung ihre Geschichten zurückzugeben. Sie gewissermaßen in ihrem Selbstverständnis freizustellen und ihre kreativen Möglichkeiten wahrzunehmen.

Wenn noch fünf Minuten Zeit bleibt, möchte ich ein weiteres kleines Beispiel anfügen: Sie kennen sicher den berühmten Roman des französischen Schriftstellers Victor Hugo mit dem Titel „Der Glöckner von Notre Dame“ von 1831. Die Hauptfigur, eben der „Glöckner von Notre Dame“, heißt Quasimodo, also fast ein Mensch. Er wird im Roman als „missgestaltet, einäugig, bucklig und taub“ beschrieben. Eines Tages wird Quasimodo vor Gericht gestellt und er steht vor einem Richter, dessen „Taubheit vor seiner ganzen Umgebung“ verheimlicht werden soll. Es heißt, dass dies „ihm [dem Richter] gewöhnlich so gut gelang, dass er sich manchmal sogar selber darüber hinwegtäuschte. ... Nun aber entstand ein Fall, der im Gesetz nicht vorgesehen war: ein Tauber hatte einen zweiten Tauben auszufragen.“ (so heißt es in der deutschen Übersetzung)

Der Richter geht nun davon aus, dass Quasimodo antwortet. Das ist natürlich nicht der Fall, doch der Richter fragt weiter. Das Missverständnis löst mehr und mehr Heiterkeit bei den Zuhörern aus. Dies macht den Richter zornig. Der Angeklagte Quasimodo wird hart verurteilt. Der hörende Schreiber des Richters greift nun ein, in der Meinung, dass der Richter „dem Verurteilten vielleicht milder gesinnt“ sei, „wenn er wusste, dass sie beide am selben Gebrechen litten“. Aber der Richter legte „gar kein Wert darauf, dass man von seiner Taubheit wusste“. Er verschärft sogar das Urteil.

Dies ist nun wahrlich eine komplexe und „dichte Beschreibung“ und sie führt zu einer fatalen Frage: Wie ist es möglich, gegen die eigenen Interessen zu handeln? Ich denke dennoch, dass gerade diese Problematik ein Grund mehr ist, sich die Geschichten eigenständig und kreativ, in mehrdimensionaler Weise anzueignen, andere Geschichten daraus zu entwerfen.